

Muttersorgen

Autor(en): **F.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **32 (1924)**

Heft 10

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schärfer werden, bis auch sie schließlich zu keinem Erfolg mehr führt.

Das Klistier soll ein einmaliges Hilfsmittel sein und nie zu einer Gewohnheit werden. Durch geeignete Ernährungstherapie, die aber in solchen Fällen nur vom Arzt richtig verordnet werden kann, dann auch durch eine dem Patienten angepasste Körpergymnastik könnte vielfach der übermäßige Gebrauch des Klistiers vermieden werden. Am besten aber dann, wenn wir den Darm von Kindheit an an regelmäßige Entleerung gewöhnen.

Dr. Sch.

Mutter Sorgen.

Im Miniaturbett lag das Neugeborene, gesund und kräftig, wie der Arzt feststellen konnte und am letzten Besuchstag dazu noch betonte: „wundervoll“. Wieso, da er doch die vorangegangene Zeit nicht kannte? Erst später stellte es sich heraus, daß verwandtschaftliche Vorsorge auf eine unfehlbar schlummernde Nervenkrankheit hingewiesen hatte, um Mutter und Kind einem psychischen oder medizinischen Einfluß zu unterziehen. Aber auch dieserseits waltete keine Kenntnis aller Prüfungen, und lediglich Kummernis aus eigenem Krankheitszustand heraus trieb zur frühzeitigen Gegenarbeit.

Forschend bis auf den Grund der Seele hatte der ärztliche Blick sich stets versenkt, dafür ist er ja geschult, geübt und vertrauens-erweckend geworden. Er sah aber darnach gar nicht etwa besorgt aus und auch nicht beherrscht, die Erinnerung meinte sogar: „auf-fallend vergnügt“. Natürlich, wenn man auf düstere Gemütsverfassung vorbereitet ist und einem dann solcher Frohmüt entgegenleuchtet! Nachträglich bildete ich mir dann ein, das Urteil im ärztlichen Augenpaar so deuten zu dürfen: „Hier fürchte ich nichts!“

Aber ehe das kleine Menschenwunder Welt-

luft einsog, fürchtete seine Mutter sehr viel, nur nicht die verwandtschaftliche Prophezeiung. Denn eine die Wissenschaft nicht befriedigende Theorie braucht uns Laien auch nicht Gesetz zu bedeuten. Das heißt in diesem Fall: weil bei — wievielen? — Epileptikern Zangen- geburt konstatiert worden ist, muß uns diese rettende Aktion noch nicht als Regel solche Krankheitserscheinung vorspiegeln, um mit un- nötig quälenden Sorgen erst eigentlich zu schädigen.

Wenn nur letztere Einsicht ebenfalls so tapfer sich auf die mannigfachen, traurigen Ereignisse der neunmonatlichen Vorgeburts- zeit bezogen hätte. Kaum die frohe Gewiß- heit eines zweiten Mutterglückes erfaßt und in Zukunftsträumen das Leben mit seinen Pflichten und Rechten doppelt wert empfin- dend, entzog eine Kriegsschicksalsfügung der Existenz das Fundament. Unabsehbar der Zeitpunkt des Weltfriedens, mußte eine neue Lebensaufgabe gesucht werden. Eine unend- lich schwere und bemühende Geduldsprobe, einerseits, weil für den Wehrpflichtigen die Tore der Arbeitsstätten verschlossen blieben, andererseits, weil der festgewurzelte Vaterlands- bürger dem Auslandschweizer nur noch halbes Recht zuerkennt. Also, hinter sich niederziehend der Besitz im Valutaeland, vor sich eine dunkle Zukunft und in sich bittere wie schwermütige Gefühle, welche trübe Gemütsaussichten dem werdenden Menschlein, wenn die seelische Not übertragbar war?

Und dann forderte das Gewissen einen Krankenbesuch. Der Zwiespalt, ob dem Ster- benden oder dem Werdenden die Rücksicht gehört, wurde zugunsten des ersteren ent- schieden und kraft energischer Beherrschung gewagt. Ein Menschenkind, das, würde es gefragt, ob dasselbe Leben nochmals zu leben ihm wert wäre, erschrocken abwehren müßte, saß seit Jahren im Krankenstuhl, ersahnte die Erlösung und fürchtete die Todesart. Die Augen hervorquellend, die Zunge desgleichen, rang das flackernde Lebenslicht der Luft ein

armseliges Teilchen ab, qualvoll und grau-
sam. Ob Erstickung seiner warte, fragt bang
der Kranke, und erhielt die gewünschte, be-
stimmt gegenteilige Antwort. „Ach Gott, wie
schwer läßt du zuweilen den müden Körper
die Ruhe finden. Was harret wohl unser
und dem Geschöpfchen, das wir dir verdanken
und einst verantworten sollen?“ Ein Abschied
vom fliehenden Leben, wen kann es nicht
überwältigen? In Stunden du, in Monaten
vielleicht ich, wenn das keimende Leben zur
Sonne sich drängt! Der Alltag ließ das
Sterben verklingen und zeigte ein neues Ge-
sicht. Vom Himmel wirbelten seit Tagen
Schneeflocken, schichteten eine Decke über den
Erdboden, nicht kalt genug, um zu bestehen,
aber zu viel, so bald zu versickern. Vom
Weihnachtsfest in der Heimat zurückreisend,
stapften die Füße den tiefen Schlamm. Sie
froren und auch der Körper, denn die Zen-
surformalität an der Grenze im kalten Bahn-
hoflokal hat ganz gründlich Kontrolle geübt.
Nun daheim, die weite, durchkältete Wohnung
zwischen den für die Einquartierung von 200
Soldaten requirierten Räumen. Und doch
ein unfählich packendes Einsamkeitsgefühl, es
würgte die Kehle und krampfte das Herz.
Heimweh hieß das Gespenst und überfiel im
eigenen Heim! Es fehlte zu viel, hauptsäch-
lich Väterchen, der liebste Schutz. Es fehlte
auch unser Hundefreund, dem hatte ein Leiden
in unserer Abwesenheit den Tod bestimmt,
er bellte uns nimmer Willkommen! Es man-
gelte der Lebensmittelvorrat, von Ratten ge-
hamstert, und einige Tage die Milch, bis
ein uns ergebener Bauer die ihm selbst zu-
gemessene Ration teilte. Wir entbehrten ferner
den elektrischen Strom, abgeschnitten vom
Militarismus, damit er ja nicht auf Staats-
kosten mitbenützt werde. Auch Ruhe und Ord-
nung im Gebäude vermissend und das sonst
vorherrschende sonnige Wetter, der herrlichen
Gegend den seltenen Zauber verleihend, all
das riß die ohnehin wankende Festung Ge-
sundheit und Mut nieder. Ein Junge des

verpflichteten Pächters ließ sich für Besor-
gungen werben, doch Brot aus seinen Händen
kostete den stark reduzierten Appetit. Mehr
und mehr zehrten Husten, Schmerzen und
Sehnsucht die Kräfte auf. Nur ein Häufchen
Unglück schleppte sich vom Lager in die
Küche, dem siebenjährigen Kind den Hunger
zu stillen, dem Ofen mangels Kohlen Holz
zurechtzuspalten. Der kindliche Zuspruch und
abwechselnd sein Weinen peitschten das pflicht-
schuldige Aufraffen zur Tat, bis die Not am
größten, der Mensch am kleinsten und Gott
am nächsten war! In der Pflege guter
Landsleute wich die Apathie langsam wieder-
kehrendem Lebenswille, weitere Prüfungen
besser zu bestehen und entscheidungsfähiger zu
werden. Zum Beispiel: den Haushalt in die
Heimat zu wechseln, ob nun dort eine Exi-
stenz warte oder nicht. Zudem, der Brief-
wechsel mit Expreßfrankatur über Zensur und
Feldpost hin und her benötigte bei promp-
tester Antwort meist 20 Tage, viel zu lang,
auf Zustimmung zu harren.

Sollte die einigen Landsleuten gewidmete
Hausjuchung sich auch auf unser Heim er-
strecken, so konnte die langwierige Prozedur
durch Vernichtung aller entbehrlichen Kor-
respondenzen abgefürzt werden. Tagsüber
wurden Kisten gepackt und ihr Inhalt für
die bevorstehenden Zoll- und Zensurkontrollen
genau verzeichnet, abends bei kümmerlichem
Petroleumlicht Schriften gesichtet, bis das
respektierte Gefrabbel in der Ecke zum Rück-
zug trieb. Doch auch in den leichten Schlum-
mer mühsam arbeitender Lungen drang aus
der unterirdischen Gegend des Nachbarbettes
ein klingend-turnerisches Geräusch. Die sym-
pathischen Tierchen hatten wohl ausgefunda-
schastet, wo passendes Material für ihren
Nestbau zu holen sei. Nicht gesonnen, ihr
Raubsystem nun belauschen zu wollen, räumte
ich mit dem schlafenden Kind in zweiter
Morgensstunde das Feld und suchte im Frem-
denzimmer heißfliegend den Schlaf, ehe auch
hier die Gesellschaft sich einfände.

Zur selben Zeit machte ein Brief so scheinend eine traurige Tatsache begreiflich, daß er zuerst als Rätsel merkwürdiger Ausdrucksweise wirkte, dann langsam erratend als Unmöglichkeit wegwies: „Mutter kann gar nicht gestorben sein.“ Den furchtbaren Zweifel bestätigten aber meine Bekannten: „Doch, vor vier Wochen, als Sie noch zu leidend waren, es wissen zu dürfen.“ Das Kind hatte wieder Grund, wegen Mütterchens Gemütsverfassung ängstlich zu werden.

Nach vielen Umtrieben konnte die Verladung des Mobiliars stattfinden. Ein Schweizer bot praktisch Rat und Tat. Der Abschied von der lieb gewordenen Scholle stritt nun doch mit dem Zug nach der Heimat. Und zwischen Wolfenkegen durchscheinend vergoldete die Sonne das majestätische Landschaftsbild, überzeugend: „Schöner konnte das Paradies kaum prangen.“ Die Zensurbeamten an der Grenzstation verzögerten die Weiterreise vermutlich auch nur, um das Glück sechs Stunden zu verlängern. Und da 4½ Personen allein einen Eisenbahnzug bis zur geographischen Grenze wert waren (zählte man die beiden uns begleitenden Carabinieri nicht dazu), und darf dafür zweiter Güte fahren, was der kriegsgeschädigte Beutel nicht erlaubt hätte, so fand man sich leicht in die höflich-scharfe Bewachung. Von Bellinzona weiterfahrend, begrenzte erst ein Erleichterungszeußer Vergangenheit und Gegenwart, Kampf und Frieden, Fremde, trotz aller Schönheit und Heimatgefühl, trotz allem Weh.

Aber, sogar auf vaterländischem Gebiet als „Fremde“ bewertet, zeigte ein aus dem Versteck stürmender Hund unüberwindliche Abneigung, riß in die tiefen Falten des Kleides verbissen kreuz und quer die Verachtung hinein, bis endlich sein glücklicher Besitzer auftauchte und „Stop“ gebot. Armes Kleines, nimm ja nicht teil an der Erregung deiner Mutter! Sie war schon auf den Biß gefaßt und wollte ihn mutig ertragen, jetzt aber schlotterten die Glieder doch in der Reaktion.

Vier Wochen später schrieb eine neue Schweizerbürgerin ihre Ankunft in die Welt, energisch wie gesund und normal. Mit dem Besitzergreifen des Bündelchens Mensch floh auch die zweite Befürchtung eines stattgefundenen Seelenkontaktes. Nichts als Freude, Dankbarkeit und Hoffnung, daß alles noch gut werde. Die ursprüngliche Natur brach durch, verbreitete auch Frohsinn auf die Umgebung und bedeutete eine köstliche Zeit in bester Spitalpflege.

Heidi! Der längst bestimmte Name für ein Mädel begriff in sich den Wunsch eines Naturkinds: frei und froh! Jetzt zählt es acht Jahre, hüpfst meistens und singt, weil das Herzchen anders nicht kann, sonst müßte es brechen. Heidi besleißigt sich, dem Schuhmacher Arbeitslosigkeit zu ersparen, erledigt selbst manuelle Schwerarbeit im Rhythmus eines Liedes, lacht gerne, plaudert viel und fragt noch mehr, liebt Kranke und behütet am liebsten kleine Kinder. Als zukünftigen Beruf hat Heidi bereits bestimmt: „Ich will einfach Mutter werden!“

F. R.

Dom Schröpfen.

Das Schröpfen gehört zu den wirksamsten kleinen Eingriffen am Krankenbett. Besonderer Wert liegt in der raschen Wirkung. Deshalb verordnet der Arzt gerne diesen kleinen Eingriff. Es sollte daher auch seine Anwendungsweise allgemein bekannt sein, um eben rasch helfen zu können, wo dies nötig ist.

Zum Schröpfen braucht man kleine, glockenförmige Gläser, wenn möglich mit etwas breitgeschliffenen Rändern, die man luftleer macht, wodurch die bedeckte Hautfläche aufgehoben wird. Diese Schwellung wird rasch sich röten, da durch die Saugwirkung die Gefäße stark erweitert werden und sich mit Blut füllen. Die Farbe wird immer dunkler, oft fast bläulich. Ist die Wirkung erzielt, so bleibt nachher